Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 4

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman [Fortsetzung]

Autor: Flückiger, F.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662814

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

F. A. Flückiger

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

1

Philipp sass allein auf der Terrasse des alten Rebberghauses. Vor ihm breitete sich das Tal aus, unter den schräg einfallenden Strahlen der Spätnachmittagssonne. Die Hügel gegenüber lagen in moosigem blauem Schatten. Von unten leuchtete der Fluss silbern herauf. Talaufwärts lag die Stadt mit Türmen und rot blitzenden Fenstern. Und höher, über den dunklen Wällen der Voralpen, weiss leuchtend, die Gipfel des Hochgebirges.

Er hatte nicht mehr gewusst, wie schön der Ausblick vom «Rebberg» war; die Erinnerung hatte ihn betrogen, wenn sie ihm eine Postkartenansicht der Stadt vorgeführt hatte, in der nichts war von der duftenden Frische dieses Junitages, die sich nun langsam überzog mit dem samtnen Glanz des Abends. . . . Er legte die Hand um eine der weissen Kletterrosen, die über das Terrassengeländer wuchsen, und atmete den Duft lange vergangener Zeit: Zeit der Kindheit, der Fremde, des Kriegs, und nun die Zeit der Heimkehr.

Wie oft und in wie vielen Farben hatte er sich die Heimkehr ausgemalt! Doch er hatte den Entschluss immer hinausgeschoben . . . bis er ihm abgenommen wurde und das Telegramm ihn ans Krankenbett seines Vaters rief. Trotz aller Eile war er zu spät angekommen.

Er trug noch den schwarzen Anzug, den er vorgestern zur Beerdigung getragen hatte. Nachdenklich zog er einen Brief aus der Rocktasche und blickte darauf, ohne ihn zu lesen. Dann faltete er ihn langsam zusammen und steckte ihn wieder ein.

Es war zu spät. Noch während des Herfluges hatte er sich vorzustellen versucht, wie er so lange Versäumtes nachholen würde: Er würde Vater wiedersehen; Vater würde gesund werden. Er würde in die Bank eintreten und mit der Zeit die Zügel in die Hand nehmen, so wie sein Vater vor ihm und sein Grossvater vor jenem. Er würde einen frischen Wind durch das alte Unternehmen wehen lassen. Er würde zunächst eine New Yorker Niederlassung gründen. Manchmal hatte er schon, nur halb im Scherz, sein Bild im Finanzteil der «New York Times» gesehen und den Bericht:

«Philipp Rigot übernimmt Rigot & Co., das alte schweizerische Bankgeschäft, das von seinem Urgrossvater gegründet wurde. Er beabsichtigt, sein Arbeitsgebiet auf New York auszudehnen. Rigot ist in Amerika aufgewachsen und Bürger des Landes und hat den Krieg als Pilot der amerikanischen Luftstreitkräfte mitgemacht. Er bricht eine vielversprechende Karriere bei Guinness & Co. in der Wall Street ab, um die alte Familienbank zu übernehmen. Es wird sich lohnen, die weitere Entwicklung des Unternehmens und des energischen, begabten jungen Bankmanns zu verfolgen» . . .

Aber die Freude, die Erwartung und Spannung, die er früher beim Ausspinnen solcher Träume empfunden hatte, wollten sich nicht mehr einstellen. Statt dessen war immer wieder die Erinnerung an seinen letzten Besuch bei Vater aufgetaucht . . . wenn man es einen Besuch nennen konnte, denn er hatte Vater ja nicht gesehen. Es war kurz nach dem Ende des Krieges in Europa gewesen. Philipp war eben aus Deutschland nach dem Pazifik befohlen worden, und bevor er nach den Staaten flog, wollte er nach Zürich gehen, um Vater zu besuchen. Jedesmal, wenn er daran dachte, fühlte er von neuem ein tiefes Unbehagen. Er war bis nach Zürich gekommen — in der Uniform, zusammen mit einer ganzen Ladung von Beurlaubten. In Zürich hatte er sich von ihnen trennen wollen. Er hatte seinen Besuch angekündigt und wusste, dass Vater ihn erwartete. Was war es, das ihn bewogen hatte, auf einmal umzukehren und mit dem nächsten Flugzeug nach Frankfurt zurückzufliegen und von dort nach New York? Er hatte die Erinnerung an diesen Vorfall immer weggeschoben. Er konnte ihn nicht verstehen. Er wollte ihn nicht verstehen.

Doch jetzt war es schwer, ihn zu vergessen. Hätte er damals den Vater besucht . . . Jetzt war es zu spät.

2

Er war froh, von der Theres in seinen Gedanken unterbrochen zu werden. Sie trug einen Korb am Arm und war auf dem Weg zum Gemüsegarten.

Philipp eilte ihr nach und bat sie, ihn im Garten herumzuführen. Er kenne ihn kaum mehr.

«Ach ja, es ist lange her», seufzte die Theres. «Und dass es so kommen musste! Ach, Herr Philipp!» ...

«Lassen Sie doch das ‚Herr', Theres! Ich bin doch immer noch der Philipp.» Das war eine jener Lügen, die einem Anstand und Zuneigung vorschrieben. Was hatte er mit jenem Philipp gemein, der einmal als kleiner Junge auf dem Schoss der Theres sass und sich den Finger verbinden oder widerwillig den Hals waschen liess?

«Sie sind doch auch immer noch die gleiche. Sie haben kein bisschen gealtert.» Noch eine Pflichtlüge. Die Theres musste jetzt sechzig sein. Jung hatte sie nie ausgeschaut. Aber die zwanzig Jahre, während welcher Philipp sie nicht gesehen hatte, hatten tiefe Falten in ihr Gesicht gegraben. Ihr Haar war immer glanzlos und von unbestimmter Farbe gewesen; aber jetzt war es grau geworden.

Der Gemüsegarten lag hinter einer hohen Brombeerhecke verborgen.

«Die hätte schon lange geschnitten werden sollen. Sie nimmt mir zu viel Sonne von dem Gemüse!»

Bienen summten um ein paar verspätete weisse Blüten. Die Beeren waren erst leicht angerötet, nur da und dort glänzte die eine oder andere schwarz und reif.

«Theres, erinnern Sie sich, wie mich mal eine Biene in die Hand gestochen hat? Es tat so weh, aber Sie zauberten den Schmerz weg. Sie hatten einen Zauberspruch. Warten Sie, ich weiss ihn noch!

‚Heile, heile Segen,
Drei Tag Regen,
Drei Tag Schnee,
Tut der Finger nimmer weh!'»

«Ach, das war nicht der Zauber. Das war die Hundsfettsalbe. Die habe ich immer noch und ist besser als all das neumodische Zeug.»

Beim Türchen zum Gemüsegarten legte sie den Korb sorgfältig ins Gras und richtete sich wieder auf, mühsam, wie es Philipp schien.

«Vielleicht lassen wir es lieber, Theres. Es ist zu anstrengend für Sie.»

«Zu anstrengend! Ich klettere im Rebberg auf und ab wie eine Junge! Nur für die Rosen hat der Herr einen Gärtner genommen in den letzten Jahren.»

Sie schritten der Brombeerhecke entlang, dann kletterte die Theres vorsichtig eine Holzstiege hinunter zum Bach, der das Gut von den benachbarten Rebbergen trennte.

«Das sind jetzt auch keine Rebberge mehr. Da haben sie im Krieg diese dummen kleinen Häuschen gebaut.»

Der Bach war jetzt, im Sommer, nur ein Rinnsal. Das ausgetrocknete, lehmige Bett war mit Leberblümchen und allerlei Unkraut überwachsen, das jeweils nach dem Frühjahrshochwasser aufschoss. Erlen, Weiden und Holunder wuchsen dem Bach entlang bis zum Fluss.

Sie kamen zu einer Laube, die einmal weiss gestrichen gewesen war. Jetzt war das Holzgitter schwärzlich und moosig. Auf den Bänken lag noch Laub vom Herbste her, halb verfault und verrottet. Einen Augenblick lang fühlte Philipp etwas in sich aufklingen: in dieser Laube hatte er einmal allerhand Werk- und Spielzeug aufbewahrt. Sogleich aber befand er sich wieder in der Gegenwart, wach und wissend, dass er dreissig war und die Theres eine alte, alte Frau und dass die Zeit, da er in diesem Haus und diesem Garten herangewachsen war und nicht nur eine Mutter, sondern auch einen Vater gekannt hatte — dass diese Zeit vorbei war.

Die Theres redete weiter. «Diesen Teil des alten Weinbergs hat der Herr roden lassen, kurz nachdem Sie weggegangen sind. Die Rebstöcke waren zu alt, und er hatte schon neue Setzlinge bestellt. Aber dann sagte er, er wisse doch nicht, ob noch jemand von uns den Wein trinken werde, und bestellte sie ab. Damals hat er angefangen mit den Rosen.»

Der Garten, an den Philipp sich erinnerte, war zum grössten Teil mit Rebstöcken bestanden gewesen: er hatte dem Haus seinen Namen, «Zum Rebberg», gegeben. Jetzt war nur drüben, am andern Ende des Gartens, noch der vertraute Anblick der langgezogenen Reihen verblieben. Von wo er stand, fielen Beete, Hänge und Lauben in unregelmässigen Stufen gegen den Fluss hin ab: der Rosengarten. Philipp hatte nur die Heckenrosen unten beim Bootsteg und die weissen Kletterrosen um die Terrasse und das Haus gekannt.

«Theres ... erinnern Sie sich? Die weissen Kletterrosen: einmal blühten sie schon früh im Mai. Weil ich so brav gewesen war, sagten Sie.»

Die Theres nickte. Dann schneuzte sie sich.

Der Junge hätte nie fortgehen dürfen, dachte sie, während sie langsam (und, ach mühsam! Man altert so schnell!) einer Reihe von Rosenbäumchen entlang hinunterstieg. Philipp war ihr Augapfel gewesen. Sie war sicher, dass sie ihn mehr geliebt hatte als seine eigene Mutter, diese Patricia, diese Fremde, die nicht reden konnte wie unsereins und die ihr den Philipp weggenommen hatte. Vielleicht war es nicht einmal recht gewesen, den Kleinen so gern zu haben. Und der ihr jetzt über die Stiege half, war kein Kleiner mehr. Er war ein junger Herr, neumodisch gekleidet, wie sie es tun mochten drüben. Und er war nicht einmal rechtzeitig vor dem Tod des Herrn zurückgekommen. Dabei wäre es doch sicher nicht schwer einzurichten gewesen mit diesen Flugzeugen, die es jetzt gab.

«Wir haben den Gärtner nächste Woche», sagte sie. «Der Herr hatte ihn noch bestellt. Diese niederen Stauden hat er letzten Herbst aus Amerika kommen lassen. Es sollen die schönsten Rosen sein, die es gibt. Jetzt hat er sie nicht mehr gesehen. Sie heissen ‚Sutters Gold'. Das war ein Schweizer, der General Sutter. Er fuhr nach Amerika, und dann hat ihm das ganze Gold von Kalifornien gehört. Und dann haben sie es ihm weggenommen.»

Warum fiel ihm der Artikel in der «Times» gerade jetzt ein? Ungeduldig schob er den Gedanken weg.

Beim Landesteg setzten sie sich auf die Bank. Der Fluss strömte träge dahin, Wirbel fuhren über die dunkle grüne Fläche und drehten kleine Stücke Treibgut rundherum. Theres keuchte ein wenig. Sie musste müde sein. Sie war wohl nie sehr behende gewesen und immer etwas bekümmert darob, dass sie Jahrringe ansetzte, wie sie das nannte.

«So viele Rosen! Wenn Sie dableiben, Philipp, werden Sie sie in allen Farben blühen sehn. Dass der Herr ...» Die Theres verstummte.

«Sie waren da, Theres, als er ... als er starb. War es sehr schwer?»

«Es war nicht schwer», erklärte die Theres bestimmt. War auch Ablehnung in ihrer Stimme, oder Zorn? «Wenn einer niemanden mehr hat, kann er leicht sterben.»

«Ja, Theres.»

«Sie hätten eher kommen müssen, Philipp!»

«Ja, Theres.»

«Sie mussten doch wissen, dass der Herr Sie hier brauchte. Mehr als ... mehr als die Frau.»

«Seien Sie nicht bös, Theres», bat Philipp. Da waren auf einmal die Jahre nicht vergangen. Er war ein kleiner Bub und bat die alte Frau, die Haushälterin, Wärterin und Freundin zugleich war, nicht bös zu sein. Nur dass es diesmal nicht war, weil er in aller Frühe zum Fenster hinaus geklettert war, um von den ersten reifen Erdbeeren zu naschen. Es war ernst diesmal, und nicht wieder gutzumachen.

«Er war ganz allein. Es kamen keine Leute mehr her, nur manchmal der Herr Doktor Bauer und später dieser Professor Gerson. Manchmal Fremde, die vom Rosengarten gehört hatten. Und weil der Herr immer so höflich war, jagte er sie nicht weg, sondern schickte mich, sie durch den Garten zu führen. In den letzten paar Monaten sass er oft auf der Terrasse, wenn das Wetter schön war. Aber er konnte nicht mehr selber in die Rosen gehen. Mit seinem Herzen hätte er nicht mehr hinaufsteigen können.»

«Ich habe von seinem ersten Herzanfall erst gehört, als er schon wieder gesund war», erklärte Philipp.

«Gesund! Er ist nie wieder gesund worden. Der erste Anfall ... der war im Herbst sechsundvierzig. Ach, ich werde es nie vergessen. Der Herr, ohnmächtig im Arbeitszimmer ... und es war ein Wunder, dass er am Leben blieb, hat der Doktor nachher gesagt.»

Herbst 1946 ... damals war er schon fast ein Jahr aus dem Militärdienst entlassen gewesen; er hatte eben die Stellung bei Guinness & Co. angetreten und sich drei teure Anzüge gekauft, um die Rolle des vielversprechenden jungen Bankiers glaubwürdig genug zu spielen — so sehr, dass alle daran glaubten ausser ihm selbst.

Philipp stand auf. Er empfand auf einmal das Bedürfnis, allein zu sein. «Soll ich Sie hinaufbegleiten, Theres?»

Die Alte wehrte ab und kletterte die Stiegen hinauf. Philipp blickte ihr nach, dann wanderte er langsam dem Fluss entlang.

3

«Liebe Patricia», schrieb Philipp. Dann schloss er die Augen und versuchte darüber nachzudenken, was er ihr schreiben könne. Aber es fiel ihm nichts ein, als dass es merkwürdig sei, seine Mutter mit

dem Vornamen anzureden. Er konnte sich kaum erinnern, dass es eine Zeit gegeben hatte, da er sie Mama nannte. Das war, als sie noch mit Vater im «Rebberg» gelebt hatten. Nach der Scheidung, als Patricia ihn nach New York mitnahm, hatte er zusammen mit der neuen Sprache auch die neue Anrede gelernt, und sie war ihm nicht viel merkwürdiger vorgekommen als die Sprache, die neuen Menschen um ihn und die grosse Stadt. Vermutlich war er sogar stolz darüber, dass er sie anreden durfte wie die Erwachsenen, wie die andern Männer, die um Patricia waren. Die erste Zeit in New York — was für eine Zeit war das gewesen! In allem bat Patricia ihn um Rat — einen zehnjährigen Jungen. Sie nahm ihn auf die Wohnungssuche mit, und er riet ihr zu der Wohnung, die sie ohnehin nehmen wollte: in einem Hochhaus am East River, von deren Fenstern fast alle die Brücken zu sehen waren, die den breiten, russig-grauen Fluss überspannten. Philipp erhielt in den ersten Monaten seinen Unterricht zu Hause. Er hatte keine Ahnung, was Zeit war, und dachte nicht, dass dieses Leben von so kurzer Dauer sein würde. Wenn der Lehrer, der ihm die Geheimnisse der englischen Rechtschreibung beibrachte, wegging, hatte er Patricia ganz für sich. Und wenn sie, wie so oft, ihm erklärte, warum sie nicht mehr mit Vater lebten (weil sie und Vater nicht zusammenpassten und Philipp auch nicht zu Vater passte), dann genügte ihm das, solange er Patricia hatte. Vater war immer ein etwas abseits lebender Mann gewesen: er gehörte in die Bank und ans obere Ende des Esstischs, aber sonst war eigentlich nicht viel anzufangen gewesen mit ihm.

Heute fiel ihm ein, dass mit Patricia in Zürich auch nicht viel anzufangen gewesen war und dass die Theres viel eher seine Mutter hätte sein können. Vielleicht war ihm darum die erste New Yorker Zeit so lebhaft in Erinnerung geblieben. Doch war er rasch vorwärtsgekommen, da Patricia schon in Zürich mit ihm und auch mit Vater zumeist englisch gesprochen hatte. Zürichdeutsch hatte sie nie lernen mögen, und wo ihr Englisch nicht verstanden wurde, redete sie Schriftdeutsch — jene Sprache, die Philipp in der Schule so viel Mühe machte und von der die Theres sagte, sie sei so schwer, dass man sie nicht einmal draussen im Reich in den Mund nehme.

Wie lange hatte er mit Patricia am East River gewohnt? Es konnten kaum mehr als drei oder vier Monate sein. Dann war eines Tages ein alter Mann mit unangenehm freundlichen Manieren erschienen — Sonnenschein nannten sie ihn in der Schule wegen seines immer glänzenden Glatzkopfs —, der Leiter der Knabenschule in Westchester, in der Philipp die nächsten Jahre verbrachte. Wenn Patricia in New York war, durfte er über das Wochenende nach Hause gehen. Aber sie blieb immer öfter und immer länger weg, und Philipp erhielt grellbunte Postkarten aus den Karibischen Inseln, aus Brasilien oder Aegypten. Dann und wann kam auch ein Brief von Vater, oft mit einer Einladung, seine Sommerferien in Zürich zu verbringen. Doch im Sommer war Patricia immer da und nahm ihn mit — an die Westküste, nach Kanada und einmal nach Mexiko. Philipp schrieb seinem Vater regelmässig; Sonnenschein erinnerte ihn manchmal daran. Er schrieb ihm auf Deutsch, obwohl dieses ihn immer weniger geläufig wurde — es mussten wohl recht steife Briefe gewesen sein.

Er blickte auf den Bogen Papier, auf dem noch nichts stand als «Liebe Patricia». Auf einmal war er Patricia gegenüber in der gleichen Verlegenheit, in der er sich so oft befunden hatte, wenn er Vater schreiben sollte. Was konnte er sagen? Sie wollte nichts hören von Vater. Nichts von der Theres und wohl noch weniger von dem Haus. Man konnte nichts schreiben über das seltsame Gefühl, wieder in dem Zimmer im Oberstock zu sitzen, an dem kleinen Schreibtisch vor dem Fenster, in dem noch ein Schulheft mit Rechenaufgaben lag. Man konnte nichts schreiben über eine Heimkehr, wenn man nicht heimgekehrt war, weil zwar das Haus dasselbe war, aber die Zeit für immer vergangen, da es ein Heim gewesen war. Patricia wollte nicht hören, dass die Zeit vergeht: sie war so stolz darauf, immer noch wie dreissig auszusehen.

Wieder sah er auf den leeren Bogen. Er würde heute nicht schreiben können.

4

Es war inzwischen dunkel geworden. Auf der Terrasse war es kühl; ein sanfter Wind strich talaufwärts und durch die hohen Platanen neben dem Haus. Unten schien Licht aus vielen Fenstern; lange Lampenketten zeigten, wo die Strassen sich hinzogen; gegen die Stadt hin versammelten sich die Lichter zu einem hellen Schein.

In New York musste es jetzt früher Morgen sein: die Zeit, zu der die Bars und Nachtcafés schlossen. Patricia mochte auf dem Weg nach Hause sein, begleitet von einem ihrer Beaux.

(Fortsetzung folgt)